

Texte im Spannungsfeld von medialen Spielräumen und Normorientierung

Pisaner Fachtagung 2014 zu interkulturellen
Perspektiven der internationalen Germanistik

herausgegeben von
Martine Dalmas, Marina Foschi Albert,
Marianne Hepp, Eva Neuland



Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Universitäten Paris-Sorbonne und Pisa

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86205-434-3

© IUDICIUM Verlag GmbH München 2015
Alle Rechte vorbehalten
Druck: ROSCH-BUCH Druckerei GmbH, Scheßlitz
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
www.iudicium.de

Mediale und konzeptionelle Mündlichkeit/Schriftlichkeit revisited.
Geltungsdauer und Gestaltungsaufwand als Operationalisierungskriterien

Kirsten Adamzik (Genf)

1. Einleitung

Die Unterscheidung von Medium gegenüber Konzeption in den Arbeiten von Koch/Oesterreicher (zuerst 1985) hat sich in Gestalt der Entgegenstellung von Sprache der Nähe gegenüber Sprache der Distanz „zu einer Art Common Sense für die sprachtheoretische Modellierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit entwickelt“ (Stein im Druck, 3.1) und die Forschung stark beeinflusst. Insbesondere spielt sie auch eine große Rolle in Arbeiten zu Neuen Medien, wird aber gerade in diesem Bereich heftig kritisiert (vgl. dazu ausführlich Dürscheid im Druck). Dies kann insofern nicht erstaunen, als die Begriffe *Medium/Medien/medial* geradezu hoffnungslos vieldeutig sind.

Da ein Teil der Kontroversen sich aus solch unterschiedlichen Begrifflichkeiten erklärt, geht es im Folgenden zunächst um Vorschläge terminologischer Präzisierungen, die auch die Verortung der Thesen von Koch/Oesterreicher erlauben. Im Weiteren steht die Frage im Vordergrund, wie sich Einordnungen im Nähe-Distanz-Kontinuum operationalisieren lassen. Meine wesentliche These besteht indes darin, dass es sich auch bei der sog. medialen Mündlichkeit/Schriftlichkeit nur vermeintlich um eine Dichotomie handelt und es jedenfalls sinnvoller ist, auch hier mit Skalen zu operieren. Diese betreffen einerseits die Frage, wie lange ein Text für eine Gemeinschaft relevant bleibt, wobei ich von *Geltungsdauer* oder – besonders für die sehr „langlebigen“ Texte – von *Überlieferungswert* spreche. Andererseits geht es um die Frage, wieviel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, aber auch Zeit und Geld in die Herstellung investiert werden, wie elaboriert also die sprachliche Form ist, wie viel (professionelle) Arbeit in dem Produkt steckt, welchen ästhetischen und sogar welchen materiellen Wert es hat. Der Ausdruck *Gestaltungsaufwand* scheint mir hierfür einigermaßen selbsterklärend zu sein. Dabei rücken gesellschaftliche Praktiken im Umgang mit Texten ins Zentrum, die die Bedeutung sowohl der Materialität als auch individueller Prozesse der Produktion und Rezeption relativieren. Für prototypische, nämlich länger überlieferte Texte sind demgegenüber kommunikative Praktiken wichtiger, bei denen virtuelle Texte den Ausgangspunkt und/oder Gegenstand von Interaktionen bilden.

Zunächst sei jedoch das Modell von Koch/Oesterreicher reproduziert, und zwar in einer Fassung aus einer leicht zugänglichen einführenden Darstellung.

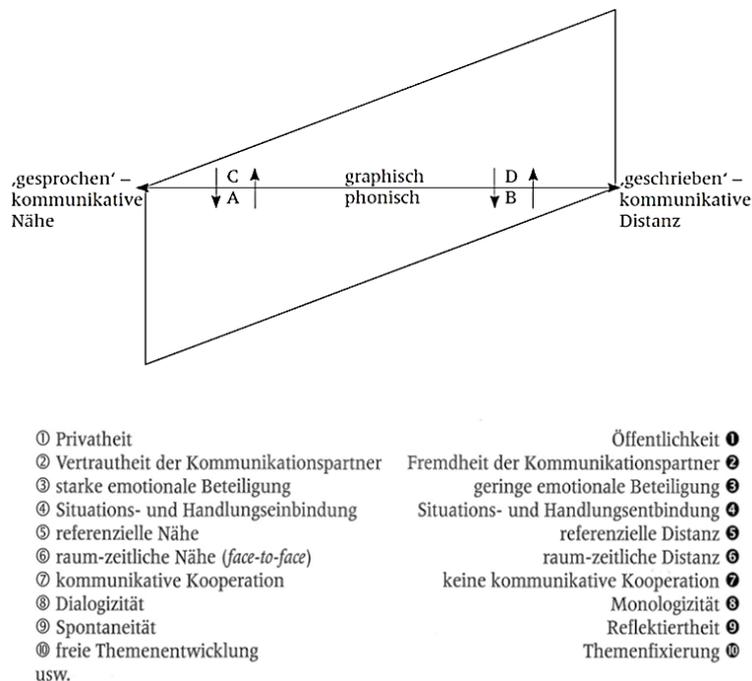


Abb. 1: Mediale und konzeptionelle Mündlichkeit/Schriftlichkeit (Koch/Oesterreicher 2008: 201)

Die mediale Lesart von Mündlichkeit/Schriftlichkeit betrifft die Frage, ob eine Äußerung entweder phonisch oder aber grafisch realisiert ist und also auditiv (A und B) oder visuell (C und D) verarbeitet wird. Die Pfeile bedeuten, dass „Transkodierungen“ möglich sind, man also Schriftliches auch vorlesen und Mündliches mitschreiben kann. Die Horizontale A/C – B/D markiert dagegen das (für beide medialen Ausprägungen identische) konzeptionelle Kontinuum, das den „Sprachduktus“ oder Stil betrifft. Dieser kann mehr oder weniger stark an typisch sprech- bzw. schriftsprachlichen Ausdrucksweisen orientiert sein. Die folgenden Varianten wären z.B. im Schema von links nach rechts einzuordnen: *weissenich?* – *weisste nicht?* – *weissst du nicht?* – *Das weißt du nicht?* Der Bereich B entspricht dem ‚Reden wie ein Buch‘, C dagegen einem ‚Schreiben, wie einem der Schnabel gewachsen ist‘. Die Wahl solcher Varianten steht im Zusammenhang mit außersprachlichen Faktoren, die im unteren Schema angeführt sind.

Die Menge dieser Faktoren wird ausdrücklich als unvollständig („usw.“) gekennzeichnet. Problematischer ist aber noch, dass sie völlig verschiedene Kriterien betreffen, die unabhängig voneinander variieren (können). So hat die raum-zeitliche Nähe im Prinzip nichts mit der Dimension privat-öffentlich oder gar der Vertrautheit der Kommunikationspartner zu tun. Außerdem ist letztere viel eher eine Frage der subjektiven Einschätzung als raum-zeitliche Distanz, die sich besonders gut operationalisieren lässt. Auf diese Probleme kommen wir später wieder zurück, wenden uns aber zunächst der Frage zu, wie man den angesprochenen Phänomenen in anderen Zusammenhängen begegnet und wie man damit umging, bevor es zu dem Vorschlag der terminologischen Unterscheidung von Medium und Konzeption kam.

2. Zum Umgang mit Mündlichkeit/Schriftlichkeit

Die (neuzeitliche) Sprachforschung ist durch ein sog. Schriftlichkeitsbias (Fiehler et al. 2004: 49f.) geprägt: Obwohl mündliche Sprache sowohl phylo- als auch ontogenetisch primär ist, sind genauere Sprachbeschreibungen, insbesondere zur Grammatik, ganz auf schriftliche Sprache konzentriert. Dies wird oft damit begründet, dass gesprochene Sprache erst seit dem 20. Jahrhundert überhaupt technisch gespeichert werden kann und nur dadurch einer detaillierten linguistischen Beschreibung zugänglich ist. Das betont auch Blanche-Benveniste, die die Schriftgeprägtheit folgendermaßen erläutert:

Lorsqu'il est question de la langue française, de sa grammaire et de son lexique, c'est en général de la langue écrite qu'il s'agit. La grammaire et le lexique de langue parlée n'apparaissent dans les ouvrages de référence, la plupart du temps, que comme des curiosités marginales dignes d'un petit musée des horreurs de la langue (Blanche-Benveniste 2003: 317).

Die gesprochene Sprache ist also nicht nur schlechter untersucht als die geschriebene, v.a. unterliegt sie einer massiven Abwertung: Schriftsprache wird mit korrektem, Sprechsprache mit fehlerhaftem Sprachgebrauch identifiziert. Es geht um sprachliche Normen und die Bewertung von Äußerungen. Das betrifft nicht speziell das Französische oder Deutsche, sondern gilt für sehr viele, wenn nicht alle Sprachen. Besonders bemerkenswert ist jedenfalls, dass parallele Einschätzungen auch bei Sprachen vorkommen, die gar nicht verschriftet sind (vgl. ebd.: 318 oder auch Schwitalla 2010: 21), wo es also ganz unmöglich ist, Mündliches an Schriftlichem zu messen. Der Gegensatz erscheint dann als der einer guten oder korrekten Sprache gegenüber einer schlechten oder jedenfalls nur gewöhnlichen Sprache.¹ Koch/Oesterreicher (2008: 204) sprechen hier von *elaborierter Mündlichkeit*.

Im Französischen hält Blanche-Benveniste die Parallelisierung von schriftlich mit normgerecht für besonders typisch, weil dort die strukturelle Distanz zwischen mündlichen und schriftlichen Äußerungen ausgeprägter ist als z.B. im Deutschen: „toute la grammaire scolaire française est fondée sur l'orthographe“ (Blanche-Benveniste 2003: 326). In der Orthografie müssen grammatische Unterscheidungen gemacht werden, die im Gesprochenen nicht existieren, so dass man von Kindern sogar die eigentlich absurde Feststellung hören könne *qu'ils parlent français avec des fautes d'orthographe* (vgl. ebd.: 318). Die dem zugrunde liegende Identifizierung von Grammatik mit Schriftlichkeit entspricht einer typischen Laiensicht, die keineswegs für Frankophone spezifisch ist. Für den deutschsprachigen Raum denkt man am besten an die diatopische Variationsdimension, da diese hier eine größere Rolle spielt. Dialekte, so meinen sogar manche Studierenden der Germanistik (hoffentlich nur am Anfang des

¹ Vgl. dazu die Unterscheidungen in der antiken Rhetorik (*sermo cotidianus* gegenüber *oratio*), der es ja um die Qualität und Wirksamkeit gerade des mündlichen Sprachgebrauchs ging (vgl. dazu Adamzik 2004/2015: 40; vgl. auch Koch/Oesterreicher 1994: 593).

Studiums), hätten überhaupt keine Grammatik. Auch hier wird also Grammatik mit kodifizierter Norm gleichgesetzt.

Dies widerspricht natürlich fundamental jeder linguistischen Auffassung und seit geraumer Zeit wird die gesprochene Sprache ja auch intensiv untersucht. Dabei geht es nicht nur um Lautung, Grammatik und Lexik, sondern auch um die subtilen Formen der Gesprächsorganisation. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen erweisen den intuitiven Eindruck, spontanes Sprechen sei chaotisch und regellos, als ganz und gar unhaltbar. Blanche-Benveniste (2003: 318) spricht daher von unangebrachten Vorurteilen (*préjugés*) gegen die gesprochene Sprache und hält eine wertende Einstellung für verfehlt.

Diese Sichtweise ist etwas unhistorisch und vernachlässigt, dass Grammatiken und Wörterbücher ja ursprünglich keineswegs deskriptiven Zielen dienen, sondern klar präskriptiv orientiert waren. Sie haben wesentlich zur Erschaffung eben jener überregionalen Standardsprachen beigetragen, an denen dann sekundär „naturwüchsige“ Varietäten gemessen wurden und werden. Auch heute ist für die Sprachteilhaber die normative Komponente ausschlaggebend. Wörterbücher werden bekanntlich in allererster Linie bei (auch im Deutschen meist orthografischen) Zweifelsfragen konsultiert und mit expliziter Grammatik sind die meisten ohnehin nur in der Schule konfrontiert, wo man nicht nur das Lesen und Schreiben, sondern eben die normierte Standardsprache lernt. Diese setzt man allerdings nur in bestimmten Situationen ein, insbesondere im Schriftlichen und außerhalb des Privatbereichs. Das ist völlig unumstritten und niemand, nicht einmal der leidenschaftlichste Sprachpfleger, würde fordern, dass man sich immer und überall der gepflegten Standardsprache zu bedienen hätte. Sehr umstritten ist dagegen, wo und wann genau welche nicht-normkonformen Ausdrucksweisen zuzulassen sind. Dass auch hervorragende Schriftsteller sie seit langem in ihren Werken benutzen, macht die Frage umso interessanter.

Erst nachdem die Standardsprache etabliert war, hat man sich der „unvoreingenommenen“ Beschreibung anderer Varietäten zugewandt, und zwar zunächst der Dialekte. Die ausgedehnte Untersuchung überregionaler Substandards dagegen fällt ins spätere 20. Jahrhundert, wo diese auch erst die Bedeutung erlangt haben, die ihnen heute zukommt. Erst zu dieser Zeit gilt auch, dass alle Angehörigen der Sprachgemeinschaft die normierte Standardsprache lernen (sollen). Da das allerdings unterschiedlich erfolgreich geschieht und bildungsferne Schichten erheblich benachteiligt sind, gehört spätestens seit der Debatte um die Sprachbarrieren auch die Kritik an Sprachnormen zum Alltag von Sprachwissenschaft und -didaktik.

In diesem Prozess haben sich nun auch die Nachschlagewerke für ein breites Publikum, *les ouvrages de référence*, stark entwickelt. Abgesehen davon, dass sie sehr viel zahlreicher und immer umfänglicher geworden sind, verstehen sie sich zunehmend weniger als präskriptiv denn als deskriptiv orientiert und sind durch den Rückgriff auf Korpora inzwischen tatsächlich auch viel besser empirisch fundiert. Sie versuchen einen möglichst großen Ausschnitt aus der Menge der für alle Sprachteilhaber potenziell relevanten Ausdrücke zu dokumentieren (natürlich unter weitgehendem Ausschluss z.B. von Fachtermini und Dialektwörtern). Daher verzeichnen sie auch Substandardformen – allerdings nicht ohne eine

entsprechende Markierung. Diese behandelt man in aller Regel als stilistische. Die wichtigste Ausprägung gegenüber der (nicht markierten) Standardsprache stellt in deutschen Wörterbüchern die Kennzeichnung *umgangssprachlich* dar. So im Wahrig und im Duden, wo sich folgende Erläuterung dazu findet.

Die mit der Abkürzung »ugs.« markierte »Umgangssprache« ist der Sprachstil, wie man ihn im alltäglichen »Umgang« zwischen den Menschen vor allem h ö r t bzw. dort liest, wo individuelle Abweichungen von der Norm der Hochsprache üblich sind, etwa in persönlichen Briefen und mittlerweile auch in Fax- und E-Mail-Texten. [...] Die rasante Entwicklung auf dem Gebiet der Massenmedien während der letzten fünfzehn Jahre hat unsere Gesellschaft auf den Weg zu einer Multimediagesellschaft gebracht, die prägend in den täglichen Umgang der Menschen miteinander eingreift und damit auch auf die »Umgangssprache« ausstrahlt. [...] So gesehen, beginnt die Markierung »ugs.« zunehmend die negative Aura zu verlieren, die ihr traditionell in [normativ gemeinten] Wörterbüchern anhaftet. Sie beschreibt eher einen Umgang mit der Sprache, der zwar von der Sprachnorm abweicht, jedoch eine hohe Frequenz wie auch eine breite Akzeptanz aufweist (Duden Deutsches Universalwörterbuch 2011, unter „Anlage und Aufbau der Artikel“).

Abgesehen von veränderter lexikografischer Praxis ist also auch die Verschiebung von Normen in Rechnung zu stellen. Dabei spricht man den Medien eine bedeutende Rolle zu. Entsprechendes – allerdings in umgekehrter Richtung – ist auch schon für die vordigitale Zeit festzustellen, denn die „alten“ audiovisuellen Medien, Rundfunk und Fernsehen, sind fast die einzigen Orte, wo die Bevölkerungsmehrheit gesprochenes Standarddeutsch überhaupt zu hören bekommt. An die Stelle der für Schauspieler konzipierten Bühnenaussprache trat die sog. Hochlautung (in reiner oder gemäßiger Ausprägung), die auch heute eigentlich nur professionelle SprecherInnen realisieren. Dass es eine solche Sprechweise gibt und auch weiterhin geben wird (u.a. im relativ neuen Medium digitales Hörbuch), gerät angesichts normferner interaktiver Schriftlichkeit im Internet manchmal etwas aus dem Blickfeld.

Das Zitat aus dem Wörterbuch zeigt aber v.a., wie gängig es ist, mit einer Affinität von niedriger Stilebene zu Mündlichkeit, dem Kommunikationsbereich Privat- bzw. Alltagssphäre sowie (im Deutschen) auch noch zu einer Varietät nur mittlerer regionaler Reichweite, zu rechnen.² Das *Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache* von Langenscheidt verzichtet sinnvollerweise auf die typisch deutsche Markierung *umgangssprachlich* bzw. führt sie nur in der Erklärung an und wählt stattdessen die folgenden Kennzeichnungen, die geschrieben/ gesprochen direkt mit Stilebenen identifizieren:

geschr	Stilebene: geschriebene Sprache, förmlich
gespr	Stilebene: gesprochene Sprache, umgangssprachlich
gespr!	Stilebene: sehr salopp, aber noch nicht vulgär [vulg]

² (Landschaftliche) Umgangssprache wurde (und wird) in der Dialektologie, die in der Variationslinguistik die längste Tradition aufweist, eher als Ebene zwischen „Hoch“- bzw. Standardsprache und Dialekt verstanden, also in der diatopischen Dimension angesiedelt.

Das Ausrufungszeichen bei der dritten Variante fungiert gewissermaßen als klares Warnsignal und zeigt besonders gut, wie eine bloß beschreibende Aussage mindestens sekundär normativ-präskriptiven Charakter gewinnt: Wenn ein bestimmtes Element nur in sehr informellen Situationen erscheint und die Sprachteilhaber es für „salopp“ halten, sollten Sprachlerner vorsichtig damit umgehen und es jedenfalls nicht einsetzen, wenn sie annehmen, man erwarte von ihnen ein standardsprachliches Niveau.

Insgesamt führen diese Überlegungen zu dem Schluss, dass die Grundgedanken des Konzepts von Koch/Oesterreicher – der nachgerade triviale Unterschied zwischen akustischen und visuellen Sprachzeichen *und* die Affinität der Materialität erstens zu Faktoren der Kommunikationssituation und zweitens zu Stilebenen bzw. Formalitätsgraden – sozusagen zum Allgemeinwissen gehören. Daher erhebt sich die Frage, wieso ihr Modell, wie eingangs behauptet, überhaupt einen so großen Einfluss gewinnen konnte. Tatsächlich muss die Eingangsunterstellung wohl deutlich abgeschwächt werden.

Führen wir uns zunächst vor Augen, worin denn die Besonderheit dieses Modells (gegenüber dem hinlänglich Bekannten) besteht bzw. was davon in die Diskussion eingegangen ist. Dies beschränkt sich m.E. im Wesentlichen auf die terminologische Ebene. Charakteristisch für diese Autoren ist, dass sie mit Söll (1974/1985³) den Ausdruck *konzeptionell* für das verwenden, was man sonst meist als *stilistisch* oder den *Formalitätsgrad* betreffend bezeichnet, und *Medium* (bzw. *medial*) als abstrakte Kategorie benutzen, um sich auf den Gegensatz gesprochen-geschrieben zu beziehen. Diese Verwendungsweise von *Medium/Medien/medial* steht in Konkurrenz zu den üblichsten Lesarten dieser Ausdrücke. Dabei handelt es sich natürlich erstens um ‚Massenmedien‘ im Sinne von sozialen Institutionen (z.B. Zeitungen und Fernsehsender) und zweitens um ‚technische Geräte und mit diesen erstellte Kommunikate³ bzw. daran gebundene Kommunikationsformen‘ (z.B. Computer und E-Mail). Diese Lesart ist die in der Medienlinguistik prominenteste, so dass es schon weniger erstaunt, dass gerade aus diesem Bereich besonders scharfe Kritik laut wird. Denn die Bedeutung verschiedener technischer Medien wird von Koch/Oesterreicher schlichtweg nicht reflektiert bzw. als für ihr Modell irrelevant behandelt.

Den weiteren Ausführungen sei zunächst eine Tabelle vorangestellt, die einen groben Überblick über relevante Gebrauchsweisen von *Medium/Medien* geben soll.

³ Den Ausdruck *Kommunikat* benutze ich als Oberbegriff für mündliche, schriftliche und multimediale Zeichenkomplexe.

	Beschreibung	Beispiele		alternative Termini
1	natürliche Medien Wahrnehmungsorgane	Schall, Lichtwellen, Körper, Stimme ... Gehörs-, Gesichts-, Tast-, Geruchs-, Geschmackssinn		Kanäle Modalitäten
2	technische Medien	Megaphon, Papier und Farbe, Druckpresse, Schreibmaschine, CD-Rom, Computer, Internet, ...		
3	Zeichen(systeme)	Sprache	Gesten, Bilder, Musik, Zahlen, Smileys ...	Kodes
4	Kommunikationsformen	Face-to-Face, Telefonat, Brief, E-Mail, Chat, ...		
5	Publikationsformen	Buch, Zeitung, Schild, Film, Plakat, Website, ...		
6	Textsorten + kommunika- tive Gattungen	Plauderei, Lebenslauf, Wettervorhersage, Beratung, Erzählung, Vortrag, Seminargespräch, Gesetz, ...		
7	Institutionen	Presseorgane, Fernsehanstalten, Verlage, Intranets, ...		

Abb. 2: Vielfalt des Medienbegriffs (nach Adamzik 2004/2015: Abb. 2.5)

Bei Koch/Oesterreicher geht es grundsätzlich um das Zeichensystem Sprache (3) und als mediale Ausprägungen um gesprochen vs. geschrieben im Sinne von materiell/physisch unterschiedlich realisierten und psycho-physiologisch unterschiedlich verarbeiteten Signalen (1). Ein zweites Charakteristikum des Ansatzes besteht darin, Medien im Sinne von 4-6 auf dem Nähe-Distanz-Kontinuum einzuordnen,⁴ denn allgemein üblich ist es eigentlich nur, bestimmte Ausdrücke und Konstruktionen als umgangs- oder gesprochensprachlich zu charakterisieren. Zugleich bereitet diese Besonderheit ein gewisses Problem. Eine entscheidende Kritik besteht nämlich gerade darin, dass auch Kommunikationsformen (4) beispielhaft im Kontinuum verortet werden (Telefonat, E-Mail, Chat am Nähepol), obwohl die Produkte strukturell sehr unterschiedlich gestaltet sein können: Niemand wundert sich über formal korrekte und die Sprachnormen respektierende E-Mails. Die Variationsbreite ist aber auch noch für die Textsorten (6) sehr groß, also z.B. bei *persönlichen* Briefen, E-Mails, SMS und Telefonaten, so dass man eigentlich nur konkrete Einzeltexte entsprechend der Konzeption beurteilen kann (und selbst dabei noch mit Mischungen rechnen muss, z.B. in unterschiedlichen Teiltexten).

Wesentlicher für unseren Zusammenhang ist, dass die hier versuchsweise rekonstruierten Lesarten von *Medium* auch sonst häufig nicht differenziert werden und v.a. terminologisch große Uneinheitlichkeit herrscht. Lediglich für die in der rechten Spalte angeführten Ausdrücke zeichnet sich eine Veränderung ab: Während man besonders in den 1970er Jahren entsprechend einem nachrichtentechnischen Kommunikationsmodell akustische und visuelle Zeichen verschiedenen Kanälen zuordnete, verbreitet sich dafür jetzt der Ausdruck *modal/Modalität*, bei dem weniger die Übermittlungs- als die Verarbeitungsart relevant ist. Das erweist sich als besonders sinnvoll, wenn man nicht nur sprachliche Zeichen einbezieht, sondern auch andere akustische (Musik, Geräusche), visuelle (Bilder, Gesten, Mimik), aber auch taktile, olfaktorische und allenfalls gustatorische Wahrnehmungen berücksichtigt – diese sind allerdings

⁴ Face-to-Face findet sich zudem in der Liste der außersprachlichen Faktoren wieder.

auch bei Beachtung der Materialität von Texten wichtig (wie fühlt sich ein Buch an, wie riecht es usw.).

Auch der Ausdruck *Kode/Code* war in der Nachrichtentechnik prominent, wo man vom Enkodieren und Dekodieren von Botschaften sprach. Er ist aber auch sonst aufgegriffen worden (z.B. in *Code Switching*) und scheint wieder für ‚Zeichensystem‘ akzeptabel zu werden.⁵ Daher spricht man heute statt von multimedialen Komplexen häufig von multikodalen und -modalen. So kann *Medium/medial* besser auf das spezialisiert werden, was das Technische (2) betrifft.

Weit über Terminologisches hinaus geht die Frage, welcher Stellenwert den Merkmalen *technisch* und *sprachlich* für den Medienbegriff zukommen soll. Eine Sichtweise beschränkt *medial* auf ‚technisch vermittelt‘ und unterstellt, gesprochene Sprache komme (wie auch Körpersprache) ohne Medien aus. Andere schließen die Lesart 3, also Zeichensysteme und damit auch Sprache, aus dem Begriffsumfang von *Medien* aus. Beide Positionen und ihre Hintergründe sind Gegenstand eines Aufsatzes von Ludwig Jäger (2000), der den Titel trägt *Die Sprachvergessenheit der Medientheorie*. Er weist beide Auffassungen vehement zurück und fordert insbesondere, Sprache als „anthropologisches Rahmenmedium“ zu begreifen, „das gleichsam als letztes meta-mediales Bezugssystem symbolischer und nichtsprachlicher Medien fungiert“ (ebd.: 10), also für allen Zeichengebrauch konstitutiv ist. In Übereinstimmung mit dieser Annahme, Sprache sei das „Ur-Medium der menschlichen Weltaneignung“ (Adamzik 2004/2015: 128), weise ich dem Medium Sprache in der Abbildung 2 einen ausgezeichneten Stellenwert zu.

Jäger gehört nun (mit diesem und vielen anderen Aufsätzen) zu den zentralen Referenzen all derer, die die Bedeutung der Medialität/Materialität von Texten betonen. Was diesen Aufsatz betrifft, so kann man sich allerdings nur auf einen Exkurs stützen, der – gewissermaßen korrolar – die *Medialitätsvergessenheit der Sprachtheorie* betrifft und sich dabei ganz auf die Position der Chomsky-Schule konzentriert. Medialitäts- oder auch Materialitätsvergessenheit ist aber auch sonst geradezu zum Schlagwort gegen herkömmliche Betrachtungsweisen geworden. Tatsächlich bildet schon in Erläuterungen zu Saussures Zeichenmodell die Irrelevanz der Materialität ein Kernelement: Beide Seiten des sprachlichen

⁵ Koch/Oesterreicher bezeichnen dagegen die Umsetzung von Mündlichem in Schriftliches (oder umgekehrt), also die mediale Variation, als *Transkodierung* (s.o.). Mitunter wieder aufgefrischt wird auch die Gegenüberstellung von *elaboriertem* gegenüber *restringiertem Kode* aus der Sprachbarrierendiskussion, die gerade nicht den medialen, sondern (eher) den konzeptionellen Unterschied betrifft. Gegen *Kode* für ‚Sprache‘ spricht ferner nach wie vor das gegen das nachrichtentechnische Modell vorgebrachte Argument, Sprachen funktionierten eben nicht wie Chiffriercodes (z.B. Morsealphabet oder Verschlüsselungsverfahren im Sinne von Kryptosystemen). Solche setzen eine fixierte Botschaft in „Klartext“ voraus. Konkret handelt es sich dabei um den Wortlaut, bei dem nur von der Materialisierung abstrahiert wird. Für „denselben“ Text in verschiedenen Sprachen gibt es diese Art von Klartext nicht; hier muss man mit Abstraktionen weit höherer Stufe operieren, z.B. der Übereinstimmung im propositionalen Gehalt.

Zeichens, *signifié* und *signifiant*, werden ja als abstrakte Einheiten gedacht. Der *signifiant* ist ein *image acoustique*, ein psychisch gespeichertes Lautbild, und auch Buchstaben werden als abstrakte Einheiten betrachtet. Es ist nur relevant zu identifizieren, welchem von ein paar Dutzend Einheiten ein Element entspricht, gleichgültig, ob es handgeschrieben oder gedruckt ist und in welcher Schrifttype, -größe, -farbe usw. oder wie auch immer es materiell erscheint.

Nun zeigt schon der vorliegende Text, der entsprechende Variationsmöglichkeiten nur in höchst beschränktem Maß einsetzen kann, dass doch verschiedene Formen nebeneinander stehen, nämlich unterschiedliche Größen sowie recte vs. kursiv und normal vs. fett. Diese Varianz ist selbstverständlich nicht willkürlich oder irrelevant, sondern bedeutungsunterscheidend. Allerdings halte ich es für sinnvoll, mit Jan Assmann (1988) von einer (nur!) latenten Ko-Signifikation der Materialität zu sprechen und also damit zu rechnen, dass es auch zumindest neutral gemeinte Materialisierungen gibt (vgl. Adamzik 2004/2015: Kap. 4.4.1.). Je mehr Wahlmöglichkeiten man hat, desto größer ist jedoch, jedenfalls potenziell, die Signifikanz der Materialität. Die digitale Technik bietet eine Unmenge an Mitteln und Optionen, was verständlich macht, dass der Medialität/Materialität jetzt eine so große Aufmerksamkeit zuteilwird.

Neu fokussiert werden dabei Kommunikate aus dem alltäglichen bzw. privaten Kommunikationsbereich, die an die Seite dessen treten, was bis vor nicht allzu langer Zeit als zentraler Gegenstand der Medienlinguistik galt, nämlich die Massenmedien (7); hier geht es um professionell erstellte Produkte. Diese sind Gegenstand der umfänglichen Einführung von Burger/Luginbühl (2014), die Presse, Radio und Fernsehen (samt Online-Versionen) behandeln. Interessant ist ihre Position in der eben behandelten Frage: Sie bevorzugen eigentlich einen technischen Medienbegriff (vgl. ebd.: 2ff.). Von diesem nehmen sie jedoch unter Verweis auf Jäger Abstand, um zu unterstreichen, dass Medien „die Inhalte, die sie speichern, generalisieren oder distribuieren, zugleich konstitutiv mit hervorbringen“ (Jäger 2004: 15). Für Sprache(n) gilt das natürlich in einem viel fundamentaleren Sinn als für technische Medien. Burger/Luginbühl fassen Sprache jedoch ausdrücklich nicht als Medium und berücksichtigen neben dem technischen nur den materiellen Aspekt. Eher etwas widerstrebend akzeptieren sie in einer Anmerkung auch den menschlichen Körper als Medium:

Mit diesem Medienverständnis kann (und muss) auch mündliche face-to-face-Kommunikation als mediale Kommunikation aufgefasst werden [...] Die Sprechorgane würden dann dementsprechend als eine Art Apparatur aufgefasst. Damit gibt es dann auch keine medienunabhängige Kommunikation; Inhalte, die kommuniziert werden, müssen zwingend medialisiert und damit auch semiotisch materialisiert werden. Da die Inhalte dann immer auch von diesen Medien mit hervorgebracht werden, können Inhalte nie „rein“ kommuniziert werden (Burger/Luginbühl 2014: 3f., Anm. 4).

Koch/Oesterreicher berücksichtigen Medien in diesem Sinne nicht hinreichend, deswegen stehen auch Burger/Luginbühl ihrem Modell recht skeptisch gegenüber (vgl. ebd.: 173ff.) und bezweifeln – v.a. angesichts inszenierter Spontaneität

massenmedialer Texte – sogar, dass es überhaupt besondere Affinitäten zwischen Medium und Konzeption gibt.

Als Zwischenfazit kann man Folgendes festhalten: Die Kritik an der Medialitäts- und Materialitätsvergessenheit der Linguistik ist auf fruchtbaren Boden gefallen und der entsprechende Vorwurf scheint mir heute nicht mehr angebracht. Vielmehr schwingt das Pendel m.E. derzeit ins entgegengesetzte Extrem: Der Materialität wird ein derart großes Gewicht eingeräumt, dass dabei Wesentliches aus dem Bewusstsein zu geraten droht: Sprache und Texte haben auch eine immaterielle, virtuelle Seite und in vielen Zusammenhängen ist es sinnvoll, von der Materialität zu abstrahieren.

Bevor dies im zweiten Hauptteil dieses Beitrags näher erläutert wird, bleibt noch die Frage zu besprechen, wie einflussreich das Modell von Koch/Oesterreicher denn nun ist, d.h. es ist die Ankündigung einzulösen, dass die Ausgangsthese stark zu relativieren ist. Dazu lässt sich klar feststellen, dass ihre terminologischen Prägungen in der Linguistik nicht sehr verbreitet sind. *Medium* im Sinne der Lesart 1 erscheint nicht einmal in den Fachwörterbüchern von Bußmann und Glück,⁶ noch viel weniger natürlich in deutschen Referenzwörterbüchern, während die höchst spezielle grammatische Lesart von *Medium* („Mittelform zwischen Aktiv und Passiv“) auch dort verzeichnet ist. Ebenso wenig findet man in den Fachwörterbüchern relevante Einträge zu *konzeptionell/Konzeption*, *Kommunikationsform* oder auch zur neuen Lesart von *modal/Modalität*.⁷ Die *scientific community*, die bei solchen Ausdrücken Entscheidendes mitversteht, ist also doch relativ klein.

3. Mediale Schriftlichkeit/Mündlichkeit als Skala

Auf den ersten Blick scheint es ganz und gar abwegig, die beiden Materialisierungsformen von Sprache⁸ anders denn dichotomisch zu deuten. Es ist

⁶ In Glück wird unter dem Stichwort *Medium* auf *Massenkommunikation* verwiesen, bei Bußmann ist im fraglichen Alphabetabschnitt nur *Medienwissenschaften* einschlägig.

⁷ Relevanter ist noch die Behandlung in einschlägigen Standardeinführungen, bei der ich ganz knapp bleiben muss: Schwitalla (2010) bespricht das Modell, übernimmt aber nur *konzeptionell* (in einem Untertitel und im Register), während er *medial* nur referierend verwendet. Die größte Verbreitung hat das Modell von Löffler (1985¹, 2010⁴) gefunden, der sich nicht auf Koch/Oesterreicher bezieht, aber *medial* für die Variationsdimension gesprochen vs. geschrieben benutzt und dafür den Ausdruck *Mediolekt* einsetzt. Sein Modell ist auch in diverse Materialien für den Schulunterricht eingegangen. Im Internet artikuliert sich nun zu *Mediolekt* Erklärungsbedarf, der leider auf den Seiten „von Laien für Laien“ nur unzureichend befriedigt wird: „Mediolekt = Mediensprache“ (www.synonyme.de/mediolekt/); „Sprachvarietät, die sich in den Medien herausgebildet hat“ (<http://de.wiktionary.org/wiki/Mediolekt>; letzte Änderung 13.1.2014); dasselbe unter: www.wortbedeutung.info/Mediolekt; dasselbe mit dem Zusatz „(Definition ergänzt von Sarina am 20.11.2014)“ unter www.fremdwort.de/suchen/bedeutung/mediolekt/ (letzter Abruf: 25.1.2015). Dies zeigt, wie sehr die Lesart 7 von *Medien* die anderen dominiert.

⁸ Es gehört inzwischen zum guten Ton, auch in diesem Zusammenhang Gebärdensprachen nicht zu unterschlagen. Bei diesen handelt es sich aber nicht um eine dritte Option der Materialisierung z.B. des Deutschen, sondern um eigenständige

immer eindeutig klar, ob wir etwas hören oder sehen. Daran ändert natürlich auch nichts der Tatbestand, dass die lautliche und grafische Form oft parallel präsentiert werden, z.B. damit man sowohl zur Kenntnis nehmen kann, wie Wörter oder Namen ausgesprochen als auch wie sie geschrieben werden, falls man sie in der einen oder anderen Form wiedererkennen oder -verwenden möchte oder um sie sich durch bimodale Präsentation besser einzuprägen. Etwas relevanter ist es schon, sich daran zu erinnern, dass das stille Lesen (auch historisch) eine relativ späte Entwicklung ist. Leseanfänger und -ungeübte artikulieren dabei oder bewegen die Lippen.

Denn Lesen ist selbstverständlich ein Prozess. An diese Banalität zu erinnern, scheint nicht ganz überflüssig, denn mitunter wird Prozesshaftigkeit zum Spezifikum gesprochener Sprache erklärt:

Für eine angemessene Analyse gesprochener Sprache bedarf es anstelle einer Produktorientierung [diese sei für geschriebene Texte passend] einer Prozessorientierung (Fiehler et al. 2004: 27 [= These (10)], im Orig. fett).

Bei dieser Entgegensetzung werden zwei verschiedene Parameter über Kreuz ins Verhältnis gesetzt, nämlich auf der einen Seite das Produkt, auf der anderen der Prozess, obwohl es alle Ausprägungen gibt (vgl. dazu auch Adamzik im Druck: Abschn. 3):

	mündlich	schriftlich
Prozesse	Hören, Sprechen	Lesen, Schreiben
Produkte	Schallwellen und Tonkonserven	(Komplexe von) Schriftzeichen

Abb. 3: Mündliches und Schriftliches als Prozess und Produkt

Alltagsgespräche oder, wenn man will, die Nähekommunikation wird nun zwar in der Regel nicht gespeichert, kann aber längst gespeichert werden und nur die Speicherung (und Transkription) erlaubt eine genaue Analyse der Prozesse. Angesichts der immensen Bedeutung, die der technisch vermittelten Kommunikation zugeschrieben wird, bleibt es recht erstaunlich, dass die ungewöhnliche Kombination der informellen Schriftlichkeit so stark im Vordergrund steht. Die entsprechenden Geräte und Anwendungen werden immer noch nur von einem Teil der Bevölkerung genutzt, während die (wohl nicht nur) quantitativ ungleich wichtigeren Produkte audiovisueller Massenkommunikation, an deren Herstellung das Publikum nicht beteiligt ist, in der Diskussion um Mündlichkeit/Schriftlichkeit fast in einen toten Winkel geraten. Sie zeichnen sich aus durch die gezielte Verbindung schriftlicher und mündlicher Elemente, und zwar ganz überwiegend solcher der formellen Mündlichkeit. Angesichts dessen sollte man bedenken, dass es nicht klüger ist, Mündlichkeit mit (Alltags-)Gesprächen gleichzusetzen, als Schriftlichkeit mit Normorientiertheit zu verwechseln.

Sprachen, die weder lautlich noch mit Alphabetschriften realisiert werden können. Als dritte Option kommt vielmehr der Tastsinn (insbesondere bei Brailleschrift) in Betracht.

Entsprechend ist es auch nicht mehr angebracht, schriftlich für fixiert und stabil, mündlich dagegen für flüchtig zu erklären. Ton- und Filmkonserven sind banal geworden. Wer z.B. auf sein Hörverstehen getestet wird, hat sinnvollerweise die Möglichkeit, Gespräche mehrfach abzuhören. Umgekehrt flimmert auf dem Bildschirm vieles nur kurz auf oder zieht vorbei und man hat mitunter Mühe, wiederzufinden, was man vor kurzem gesehen hat. Das lässt einen weiteren Aspekt des schiefen Vergleichs deutlich werden: Bei Gesprächen untersucht man die Hervorbringung unter Rückgriff auf ein sekundär erstelltes Produkt und damit aus einer Beobachterperspektive, deren Ziel allerdings darin besteht, möglichst guten Zugang zur Beteiligtenperspektive zu gewinnen. Bei gedruckten Texten untersucht man dagegen ein unter natürlichen Bedingungen entstandenes Produkt, das mehr oder weniger viele Personen hervorgebracht haben (sehr selten nur genau eine), sieht aber von den Bedingungen seiner Hervorbringung und der Rezeption, also der Beteiligtenperspektive, gerade ab. Und dies, obwohl die aufwendig hergestellten Produkte explizite Hinweise auf Beteiligte enthalten (v.a. Impressum, Filmabspann usw., aber z.B. auch punktuelle Danksagungen). Daraus zu folgern, Gespräche würden im Gegensatz zu Texten gemeinsam in einem Prozess hervorgebracht, bestätigt nur genau das, was erst die gewählte Analyseperspektive selbst hervorgebracht bzw. unterdrückt hat.

Selbstverständlich gibt es mittlerweile mit der Schreib- und Leseforschung sowie z.B. Untersuchungen zur gemeinsamen Rezeption von Fernsehsendungen usw. auch Arbeiten zu den im einfachen Modell ausgeblendeten Konstellationen. Das betrifft insbesondere die Massenmedien mit den verschiedenen Kommunikationskreisen (vgl. dazu Burger/Luginbühl 2014: Kap. 1.5), z.B. eine Talkshowrunde mit anwesendem Studio- und nicht anwesendem Fernsehpublikum, wo also unterschiedliche Räume und Teilnehmerkategorien eine Rolle spielen. Dennoch ist es durchaus üblich, räumliche und zeitliche Kopräsenz als Dichotomie zu fassen. Koch/Oesterreicher betonen sogar immer, alle außersprachlichen Faktoren seien graduell, „außer natürlich“, wie es sogar einmal heißt (1990: 9), die physische Nähe.

Nun sind räumliche und zeitliche Distanz geradezu die klassischen Skalen; für sie haben wir sogar standardisierte Maßeinheiten. Und selbstverständlich macht es einen Unterschied, ob beim Face-to-Face die Gesichter sich berühren (können) oder 30, 100 cm oder sogar Dutzende von Metern voneinander entfernt sind, abgesehen davon, dass man natürlich auch bestens miteinander reden kann, wenn man neben-, hinter- oder sogar mit dem Rücken zueinander steht. Face-to-Face ist also nicht gerade wörtlich zu nehmen. Dass man Kopräsenz, Unmittelbarkeit und Direktheit generell unterschiedlich auslegen kann und auch Räume interpretative Konstrukte sind, ist Gegenstand der folgenden Ausführungen.

Technische Übermittlung, die wir als synchron behandeln, bringt doch eine gelegentlich wahrnehmbare kleine Zeitverzögerung mit sich, das fällt z.B. bei sog. Direktschaltungen zu Korrespondenten in Fernsehnachrichten auf. Über E-Mail kann man quasi-synchron kommunizieren, man kann aber auch (das ist ein Vorteil gegenüber dem Telefon) etwas länger über eine Antwort nachdenken. Für noch am selben Tag, also immer noch quasi unmittelbar beantwortete E-Mails bekommt man Dank ausgesprochen; manche warten nämlich nicht nur Tage,

sondern Wochen oder Monate mit einer Reaktion. Das Maximum dürften hier aber Jahre sein – und auch bleiben, weil über noch längere Zeiträume hinweg die technische Kompatibilität nicht gewährleistet ist. Auch wenn man aber erst nach Jahren reagiert, handelt es sich insofern um eine direkte Interaktion, als an das vorige Schreiben angeknüpft und der Kontakt wieder aufgenommen wird; beide Schreiben werden durch den Rückbezug zu Elementen einer Sequenz gemacht.

Wer dagegen einen Text öffentlich zugänglich macht, also z.B. ein Buch publiziert, adressiert keinen individuellen Interaktionspartner und kann keine Antwort erwarten. Falls dennoch etwa Fanpost eingehen sollte, so wäre dieses Schreiben der erste Zug einer potenziell direkten Interaktion, auf die eine Antwort des Autors erfolgt oder auch nicht. Versuche, einen solchen direkten Kontakt herzustellen, sind allerdings nur möglich, solange der Autor lebt. Daher ist Zeitgenossenschaft ein durchaus relevanter Typ zeitlicher Nähe.

Nur als Rezipient kann man dagegen den Werken der toten Dichter und Denker begegnen; und doch sind uns Platon und Aristoteles insofern nah, als wir uns „ständig“ (alles ist relativ!) auf sie beziehen. Sie sind eben für unseren Kulturraum zentral. Kulturräume werden diskursiv etabliert und sind fundamental standortgebunden (vgl. Adamzik 2004/2015: 101). Hier hat es keinen Sinn, die Ausdehnung oder den Abstand in Kilometern zu messen oder überhaupt mit quasi-objektiven Kategorien zu operieren. Viel bedeutsamer ist, ob der Rezipient in derselben Welt lebt wie der Produzent oder wenigstens Zugang zu dessen Bezugswelt und den dort gültigen Kategorien hat oder sich diesen verschaffen kann, indem er in eine möglicherweise fremde und ferne Welt einsteigt. Das Wir, Hier und Jetzt bezieht sich also nicht notwendigerweise auf einen geteilten Wahrnehmungsraum; das belegen nicht erst die virtuellen Räume im Internet.

Ebenso wenig ist ein geteilter Wahrnehmungsraum hinreichend für das Zustandekommen von Interaktionen. Bei „uns“ (!) finden solche z.B. eher selten unter einander nicht bekannten Personen statt, die sich in öffentlichen Verkehrsmitteln drängeln. Selbst wenn auch noch ein gemeinsamer Interaktionsrahmen bereits etabliert ist, z.B. beim Familienessen oder in Seminarsitzungen, bevorzugen manche bekanntlich Nebenkommunikation über elektronische Geräte. Dann erübrigt sich die – unter anderen Bedingungen gar nicht so selten gestellte – Frage: *Hörst du mir eigentlich zu?* Ein gemeinsamer Raum muss also aktiv aufgebaut und aufrechterhalten werden. Bei der direkten Interaktion bedarf es dazu der Orientierung der Partner aneinander, sie ist bei raumzeitlicher Kopräsenz einfacher, aber nicht selbstverständlich und eine solche ist nicht notwendig.

Übergreifende Bezugsgrößen wie Kirchengemeinden, Vereine, Länder oder gar Kulturräume erfordern dagegen sehr viel komplexere Formen der Selbstkonstitution. Das wesentlichste Mittel, das uns zur Hervorbringung solcher Räume zur Verfügung steht, sind Texte. Das ergibt sich auch unmittelbar aus der Voraussetzung, Sprachen seien das Ur-Medium der Weltaneignung. Denn Sprachen realisieren sich nur in Texten. Mit diesen bringen wir Welten hervor und agieren in den so geschaffenen Konstrukten. Zu diesen gehören Institutionen, die sich explizit selbst konstituieren und ihre Funktionsweise regulieren. Dabei werden Geltungsräume (nicht zuletzt über Sprechakte vom Typ der Deklaration

mit explizit performativen Formeln) geschaffen und manche Texte offiziell in und auch wieder außer Kraft gesetzt, also ausdrücklich in ihrer Geltungsdauer beschränkt.

Stärker interessieren mich hier solche sozialen Räume und Kollektive, die sich (wie Sprachgemeinschaften) eher implizit konstituieren. Auch für diese sind Texte zentral, allerdings gerade nicht die für Organisationen typischen Verwaltungstexte. Vielmehr sind hier solche von besonderer Bedeutung, die nicht in konkrete Handlungszusammenhänge eingebunden sind und deren Geltungsdauer nicht begrenzt wird. So etwas legt niemand offiziell fest, schon gar nicht der Produzent, sondern es liegt in der Hand von anderen. Die Frage ist, ob bzw. in welchem Ausmaß andere Personen Texte rezipieren. Wenn es sich um sehr umfassende Räume wie das Abendland oder die europäische Antike handelt, sind das sehr viele Personen, genauer gesagt: Kollektive, die sich über Generationen hinweg erhalten. Es sind solche Kollektive, die diese Texte als überlieferte Einheiten hervorbringen, und zwar indem eine hinreichend große Anzahl von Mitgliedern sie immer wieder (vor)liest und dafür sorgt, dass die Texte auch weiterhin (vor)lesbar bleiben.

Dazu müssen sie materialisiert werden. Das Vorlesen ist – im Gegensatz zum stillen Lesen – ein Akt der phonischen, das Abschreiben einer der neuerlichen grafischen Materialisierung. Das zeigt aber auch: Es ist keineswegs selbstverständlich, dass man angesichts eines sprachlichen Zeichenkomplexes grundsätzlich die Frage stellt, in welchem Medium er realisiert ist. Potenziell existiert er in beiden, genauso wie Wörter. Bei diesen stellt tatsächlich niemand die Frage, ob es sich um mündliche oder schriftliche Einheiten handelt. Vielmehr werden, wie oben gesehen, die entsprechenden Kennzeichnungen gleich als stilistische Markierungen verstanden. Daraus darf man allerdings schon schlussfolgern, dass die markierten Wörter dann wohl auch sehr viel häufiger entweder im einen oder im anderen Medium realisiert werden, während bei fehlender Kennzeichnung keine signifikant differente Verteilung zu erwarten ist. Mit der Korpuslinguistik lassen sich solche Annahmen inzwischen im Prinzip auch empirisch belegen bzw. überprüfen.

Trotzdem behandeln wir Wörter in der Regel als virtuelle Einheiten, die wir immer wieder gebrauchen können, schriftlich oder mündlich. Auch arbeiten wir weiter mit Wörterbüchern, obwohl diese nur Abstraktionen aus dem Sprachgebrauch darstellen. Warum sollten wir uns bei Texten grundsätzlich anders verhalten und deren virtuellen Status vernachlässigen? Einen solchen muss man allen reaktualisierbaren Einheiten zuschreiben. Dafür ist ihre schriftliche Materialisierung weder notwendig noch hinreichend. Zu unterstreichen ist, dass man von Reaktualisierung nicht nur sprechen sollte, wenn ein Text vollständig neu produziert oder rezipiert wird. Die wenigsten, denen Goethes *Faust* immerhin etwas sagt, werden das Werk vollständig gelesen haben. Auch sehr viel kürzere und weniger anspruchsvolle Texte (z.B. aus der Presse) lesen bekanntlich viele nur sehr unvollständig.

Wenn ein Text irgendwo grafisch fixiert ist, ist damit tatsächlich noch nicht viel gewonnen. Die Formel, dass Schrift erlaubt, zeitliche und räumliche Distanzen zu überwinden, passt schon nicht, wenn das Trägermaterial eine Wand oder ein

Baumstamm ist. Selbst wenn der Bote einen Text nicht mehr auswendig lernen muss, sondern ihn auf tragbarem Material an einen anderen Ort befördert, wo ihn der Adressat später lesen kann, bleibt es bei einem extrem kleinen Kommunikationsradius von gerade einmal zwei Personen. Solange etwas nur *einmal* auf tragbarem Material fixiert ist, kann es sich jedenfalls zu einer gegebenen Zeit nur an einem einzigen Ort befinden und damit höchstens von denen gelesen werden, die dort anwesend sind, und zwar auch nur solange, wie das materielle Objekt erhalten bleibt.

Selbst die massenhafte Reproduktion und Distribution führen nicht notwendigerweise zu vielen Rezeptionsakten, sondern zunächst *nur* zu materiellen Objekten. Wenn niemand sie liest, können sie ihre Potenz als Text nicht entfalten. In welchem Ausmaß zu Hitlers Erfolg die Großveranstaltungen und die Radioubertragungen beigetragen haben, lässt sich wohl nur schwer genau ermitteln; wir wissen aber genau, dass die intensive Lektüre von *Mein Kampf* durch die Massen dafür jedenfalls nicht ausschlaggebend war.

Kurz gesagt: Um für eine Gemeinschaft relevant zu werden, reicht die schriftliche Fixierung überhaupt nicht aus, wir brauchen stattdessen viele Versionen und Exemplare.⁹ Daher haben sich gesellschaftliche Praktiken zum Umgang mit Texten ausgebildet, u.a. solche zur Überlieferung. Gemessen an der Zeitspanne, aus der uns Texte überliefert sind, ist die der Drucktechnik relativ kurz. Die digitale Technik erlaubt die Speicherung verschiedener Modalitäten. Es gibt keinen Grund auszuschließen, dass in der Zukunft Texte auch oder bevorzugt in Formaten gespeichert werden, die als akustische Signale ausgegeben werden. Wirklich unverzichtbar für die Überlieferung sind und bleiben aber nur Menschen mit Körper und Geist.

Dies alles ändert zwar noch nichts daran, dass eine Äußerung, ein Textexemplar immer entweder phonisch oder grafisch materialisiert ist. Es relativiert aber erheblich die Bedeutung dieses Tatbestands, und zwar umso mehr, wenn wir bedenken, dass bei der Überlieferung auch Übersetzungen und transmediale sowie -kodale Versionen eine große Rolle spielen (Vertonung von Gedichten, Verfilmung von Dramen und Romanen und vieles andere). Es gibt also sehr viel mehr und wichtigere Variationen als solche, die den Kanal betreffen. Daher ist es unabdingbar, auch mit Skalen zu arbeiten: Wie viele Versionen eines Textes gibt es, wie viele Exemplare einzelner Versionen? Über welchen Zeitraum und in welchen geografischen und kulturellen Räumen wird der Text reaktualisiert? Das sind ganz übliche Fragen, die die einzelnen Textwissenschaften sowieso behandeln, wenn sie sich mit der Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte von Werken befassen.

Der Überlieferungswert (bzw. die Geltungsdauer) wird gesellschaftlich ausgehandelt und darauf sind bestimmte Akteure spezialisiert: Textwissenschaften, Verlage, Museen, Feuilletonredaktionen und natürlich

⁹ Deswegen ist es auch so erstaunlich, dass Einzeltexte (wie z.B. ein bestimmtes Gesetz oder eine Zeitungsnachricht) meist als Exemplare einer Textsorte behandelt werden, und nicht als virtuelle Texte, die sich in einer mehr oder weniger großen Anzahl materieller Exemplare realisieren.

Bildungseinrichtungen. Demgegenüber nimmt sich der Prozess der gemeinsamen Hervorbringung eines Gesprächs per interaktiver Aushandlung doch eher bescheiden aus, zumal die Produktion von Schriftwerken ohnehin viele mündliche und schriftliche Interaktionen impliziert: Schon die rein materielle Herstellung eines prototypischen Schrifttextes, nämlich eines Buches, ist extrem langwierig, aufwendig und setzt die Beteiligung professioneller Akteure voraus. Zu diesen gehören solche, die auf die Materialität spezialisiert sind, nämlich Typografen, Grafiker, Drucker und Buchbinder, aber auch solche, die sich besonders um die sprachliche Form kümmern. Ein wesentlicher außersprachlicher Faktor konzeptioneller Schriftlichkeit besteht nämlich darin, dass die Produkte mindestens einen, meist aber mehrere Korrekturgänge durchlaufen haben, bevor sie als abgeschlossen betrachtet und zur endgültigen Materialisierung freigegeben werden.

Das gerade Gegenteil¹⁰ gilt für spontane Alltagsdialoge: Der Prototyp lässt sich tatsächlich überhaupt nicht reaktualisieren, sondern nur sekundär technisch speichern (abgesehen von den Spuren, die Gespräche in Gedächtnissen hinterlassen). Auch die aufwendig erstellten Transkripte kann man nicht so vorlesen, dass annähernd dasselbe herauskommt wie im „Original“. Dafür sind sie ja auch nicht gemacht. Konzeptionell mündlich Hervorgebrachtes hat eben keinen Überlieferungswert, genauer gesagt: Es hat einen solchen nur für die Wissenschaftler, die sich damit befassen.¹¹

Man könnte daher auch sagen, dass in ganz spontanen Äußerungen nur Einzelelemente der Sprache reaktualisiert und jeweils neu kombiniert werden, aber keine Texte. Dagegen spricht allerdings – dessen wird man sich zunehmend bewusst –, dass spontaner Sprachgebrauch in starkem Ausmaß auf Formulierungsroutinen und vorgefertigte Versatzstücke zurückgreift, dass also, so könnte man auch formulieren, die Grenze zwischen lexikalischem Material und wieder verwendeten Text(fragment)en nur schwer zu bestimmen ist.

In den Vordergrund dieses Abschnitts habe ich gesellschaftliche Praktiken für den Umgang mit Texten gestellt. Damit möchte ich an den Ausdruck *kommunikative Praktiken* zugleich anschließen und ihn relativieren. Er ist vorgeschlagen worden als Oberbegriff für Textsorten und (mündliche) kommunikative Gattungen, also

¹⁰ Da es sich beim Gestaltungsaufwand um eine Skala handelt, gibt es selbstverständlich auch viele Zwischenformen, die man gemeinhin als Elaborationsgrade auffasst. Möglich wird damit auch eine geeignete Reaktion auf die Skepsis von Burger/Luginbühl gegenüber der Affinität von Medium und Konzeption: Inszenierte Spontaneität ist auf jeden Fall aufwendiger als echte Spontaneität. – Bei der in literarischen Werken „imitierten“ Mündlichkeit kann man davon ausgehen, dass der Formulierungsaufwand mindestens ebenso groß ist wie für die Passagen der Erzählerrede. – Aber auch literarische Werke unterscheiden sich natürlich in ihrem Elaborationsgrad und dem Aufwand, den die Autoren investieren.

¹¹ Es kommt natürlich auch vor, dass echte Performanzerscheinungen überliefert werden (*Ich habe fertig*) oder auch „Entgleisungen“, wie sie sogar bei konzeptioneller Schriftlichkeit vorkommen. So soll Heinrich Lübke, der ehemalige Präsident der Bundesrepublik Deutschland (1959-1969) bei einem Staatsbesuch gesagt haben: *Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Neger*.

für Medien im Sinne von 6 in der Abbildung 2 (so z.B. Fiehler et al. und Stein im Druck). Kommunikative Praktiken gelten als besonders wesentlich für die kulturelle Prägung von Texten.¹² Mir ging es darum, deutlich zu machen, dass Kulturen sich sehr viel stärker in Texten und ihrer Reaktualisierung niederschlagen als in daraus bloß abstrahierten Textsorten. Für problematisch halte ich ferner die allzu ausgedehnte Verwendung des Ausdrucks *kommunikativ*. Das Lesen von Büchern ist ein Akt der Rezeption und man kann nicht mit Verstorbenen kommunizieren, jedenfalls nicht über Bücher, sondern höchstens über Medien in einem noch anderen Sinn. Tote können sich nicht mehr auf uns einstellen, wir können uns nicht mit ihnen koordinieren.

Trotzdem spielt auch Kommunikation in unserem Zusammenhang eine große Rolle. Auch heute noch werden nämlich (Passagen aus) Platon und Aristoteles vorgelesen – und v.a. besprochen. Die wenigsten dürften ja solche Texte allein für sich lesen und nur einsam darüber nachdenken. Der Austausch über Texte ist eine kommunikative Praktik, die nicht nur zum Verständlichmachen schwieriger Texte dient, sondern auch zum Zusammenhalt von Gemeinschaften beiträgt oder diese teilweise sogar konstituiert. Damit möchte ich nicht wieder die Hochkultur gegenüber der Alltagskultur privilegieren (allerdings sehe ich auch keinen Anlass, das Umgekehrte zu tun). Texte aus der Antike sind bloß ein besonders gutes Beispiel, weil sie so lange überlebt haben bzw. wiederbelebt und in der Neuzeit zu relevanten Bezugsgrößen gemacht wurden.

Auch kleine und relativ kurzlebige Gruppen haben aber besondere kommunikative Praktiken dieser Art, wie z.B. das gemeinsame Anhören oder Reproduzieren von Liedern, den Austausch über Serien, Comics, Filme usw. Es ist bekanntlich sehr schwierig, spezifische sprachliche Elemente für Varietäten wie die Jugendsprache auszumachen. Sehr viel einfacher ist es dagegen festzustellen, welche Kommunikate (und natürlich auch Personen, Gegenstände und Sachverhalte) man kennen muss, um als Mitglied einer bestimmten Gruppe anerkannt zu werden.

Jugend ist eine sehr große und v.a. diffuse Gruppe. Das Gleiche gilt auch für Gruppen wie die der SprachwissenschaftlerInnen. Es formen sich innerhalb solcher über Merkmale definierten Großgruppen kleinere Kommunikationsgemeinschaften heraus, sog. *communities of practice*. Diejenigen, die mit der Opposition *mediale vs. konzeptionelle Mündlichkeit* operieren oder sauberlich zwischen *Kommunikationsform* und *Textsorte* oder *modal vs. kodal* unterscheiden, sind, so lassen sich meine Ausführungen zusammenfassen, ziemlich klein.

¹² Koch/Oesterreicher (z.B. 2008: 203) heben dagegen hervor, dass Text- oder Diskurstraditionen, wie sie Textsorten, Gattungen und Stile nennen, „oft gerade *nicht* an die Grenzen der Sprachgemeinschaften gebunden“ sind (Hervorhebung im Orig.). Für ihren Ansatz ist zentral die Unterscheidung verschiedener Ebenen, nämlich universal, übereinzelsprachlich, einzelsprachlich und individuell (dem müsste unbedingt noch die Ebene von Gruppen hinzugefügt werden). Das wird bei ihrer Besprechung selten ausführlich thematisiert, und auch sonst findet man oft eine – selbstverständlich nicht angemessene – unmittelbare Gleichsetzung von Kultur, Sprache und Nation.

4. Literatur

- Adamzik, Kirsten: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen, Niemeyer 2004, Neubearbeitung 2015; verfügbar unter: www.unige.ch/lettres/alman/adamzik/adamzik-textlinguistik-jan2015.pdf.
- Adamzik, Kirsten: Was ist ein Text? In Birkner, Karin / Janich, Nina (Hgg.): Text und Gespräch. Berlin / Boston, de Gruyter (im Druck).
- Assmann, Jan: Im Schatten junger Medienblüte. Ägypten und die Materialität des Zeichens. In Gumbrecht, Hans Ulrich / Pfeiffer, K. Ludwig (Hgg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt a.M., Suhrkamp 1988, S. 141-160.
- Blanche-Benveniste, Claire: La langue parlée. In Yaguello, Marina (Hg.): Le grand livre de la langue française. Paris, Seuil 2003, S. 317-344.
- Burger, Harald / Luginbühl, Martin: Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien. Berlin / New York, de Gruyter 2014.
- Bußmann, Hadumod: Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart, Kröner 2008⁴.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch Mannheim u.a., Bibliographisches Institut 2011⁷.
- Dürscheid, Christa: Nähe, Distanz und neue Medien. In Hennig, Mathilde / Feilke, Helmuth (Hgg.): Zur Karriere von Nähe und Distanz (im Druck).
- Fiehler, Reinhard / Barden, Birgit / Elstermann, Mechthild / Kraft, Barbara: Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen, Narr 2004.
- Glück, Helmut (Hg.): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart, Metzler 2010⁴.
- Jäger, Ludwig: Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache. In Kallmeyer, Werner (Hg.): Sprache und Neue Medien. Berlin / New York, de Gruyter 2000, S. 9-30.
- Jäger, Ludwig: Wieviel Sprache braucht der Geist? Mediale Konstitutionsbedingungen des Mentalen. In Jäger, Ludwig / Linz, Erika (Hgg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München, Fink 2004, S. 15-42.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Mündlichkeit und Schriftlichkeit von Texten. In Janich, Nina (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen, Narr 2008, S. 199-215.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Schriftlichkeit und Sprache. In Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hgg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin / New York, de Gruyter 1994, S. 587-604.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch. Tübingen, Niemeyer 1990.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In Romanistisches Jahrbuch 36, 1985, S. 15-43.
- Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin u.a., Langenscheidt 1998.
- Löffler, Heinrich: Germanistische Soziolinguistik. Berlin, Schmidt 1985/2010⁴.

- Schwitalla, Johannes: *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. Berlin, Schmidt 1997/2010⁴.
- Söll, Ludwig: *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*. Berlin, Schmidt 1974/1985³.
- Stein, Stephan: *Oralität und Literalität*. In Birkner, Karin / Janich, Nina (Hgg.): *Text und Gespräch*. Berlin / Boston, de Gruyter (im Druck).
- Wahrig *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh / München, Wissen Media 2006⁸.